

Neue Zürcher Zeitung, 31. Oktober 2009

Die Ratlosigkeit des Moments Geisteswissenschaften heute, in dürftiger Zeit

Was tun zur Lösung der Probleme? – Dem Druck dieser Frage sehen sich in der Krise auch Geisteswissenschaftler ausgesetzt. Es ist jedoch nicht empfehlenswert, diesem Druck blindlings nachzugeben.

Hans Ulrich Gumbrecht

Es gibt einige Sinnsprüche aus der Antike, die das Verhältnis des geistigen Lebens zu seinen politischen Umwelten beschreiben. «In armis silent litterae» dürfte der bekannteste von ihnen sein. «In Kriegszeiten schweigen die Texte», weil die erwachsenen Männer als Träger des intellektuellen Lebens vom Waffendienst in Beschlag genommen sind. Zugleich klingt hier wohl der Glaube an, dass Götter und Musen den Menschen in Kriegszeiten ihre unerlässliche Inspiration verweigern, weshalb ja etwa die Tage der panhellenischen Spiele Tage des Waffenstillstands sein mussten. So ist es ein historisches Paradox, dass ausgerechnet der Weltkrieg von 1914 bis 1918, als jener Krieg, dessen «Materialschlachten» dem individuellen Heldentum für immer seinen Sinnhorizont entzogen zu haben scheinen, zugleich den dichterischen Stimmen kriegsbedingt existenzieller Not eine neue Würde gab. Dies war der Moment des Auftritts von Georg Trakl, Ernst Jünger, Louis-Ferdinand Céline und in gewisser Weise auch von Ludwig Wittgenstein im verdunkelten Licht der Weltkultur.

Kleinmut und Scheinrealismus

Jene Umkehr des frühen zwanzigsten Jahrhunderts aufnehmend, hat Martin Heidegger 1946, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, auf Hölderlins Frage nach der Rolle der «Dichter in dürftiger Zeit» eine positive Antwort gegeben. Für Hölderlin selbst war eine solche Antwort nicht in Sicht, wie der Wortlaut der einschlägigen Verse in seiner Hymne «Brod und Wein» belegt: «... was zu thun indess und zu sagen, / Weiss ich nicht und wozu Dichter in dürftiger Zeit». Es ist nun mehr als ein geistreiches Spiel, die Frage Hölderlins, so wie sie sich Heidegger zu eigen gemacht hatte, neu zu stellen im Blick auf das Verhältnis zwischen den Geisteswissenschaften und der globalen Krise unserer Gegenwart. Existenziell und intellektuell entscheidend ist freilich nicht der kaum vorstellbare Grad des finanziellen Unglücks, sondern die doppelte Ratlosigkeit – erstens, was die Erforschung seiner Gründe angeht, und zweitens im Hinblick auf die Zukunft, die Sorge um Krisenüberwindung und Krisenvermeidung.

Unter den akademischen Reaktionen auf diese Herausforderung gibt es eine Kleinmütigkeit, die sich gerne als kühler Realismus inszeniert. Die Geisteswissenschaften seien eine Luxusveranstaltung reicher Gesellschaften, von der man sich in Krisenzeiten besser abwende, sagen einige von jenen Kollegen, denen der Kreisverband ihrer politischen Partei schon immer mehr am Herzen lag als die literarischen und philosophischen Klassiker. Eine andere – vor allem, aber nicht nur an deutschen Universitäten verbreitete – Klein-

mütigkeit fürchtet das Ende der früher nie da gewesenen Opulenz in der Forschungsförderung. Solche Furcht unterschätzt das Faktum, dass die Qualität des philosophischen, literarischen und historischen Lesens, Debattierens und Schreibens wesentlich unabhängig ist von der Existenz einschlägiger Sonderforschungsbereiche oder Graduiertenkollegs – und zwar im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, deren Erfolge auf der Möglichkeit kollektiver Forschung beruhen und auf der Verfügbarkeit immer neuer technischer Apparaturen. Ein philosophisches Gespräch hingegen muss nicht mehr kosten als die Arbeitszeit der Teilnehmer.

Doch während solche Arten von Kleinmut niemandem schaden, gibt es den in dürftiger Zeit kollektiver Ratlosigkeit potenziell gefährlichen Anspruch jener beamteten Denker, die sich – wie altkluge Kinder – anmassen, über Lösungen zu verfügen. Wer hätte in den vergangenen Monaten die Rufe einer Rückkehr zum Marxismus überhören können, die offenbar alle den vielfachen historischen Kollaps jener Form von Wirtschaft und Wirtschaftsanalyse ignorieren wollen. Dreister noch ist das Verschieben jeglicher Schuld und Verantwortung auf die Vereinigten Staaten, so als sei die Kreditpolitik der europäischen Banken eine Burg von Solidität gewesen. Die Grenzen des Grotesken schliesslich erreichen jene Geisteswissenschaftler, welche die Ursachen der Krise moralisieren, indem sie ihr eine selbstzufriedene Kritik von «Gier» und «Profitmentalität» entgegenstellen.

Dabei ist evident, wo die Chance der Geisteswissenschaften in einer dürftigen Zeit wie unserer liegt. Sie ergibt sich daraus, dass es Intellektuellen unter jenen institutionellen Bedingungen, die man auf dem europäischen Kontinent «Wissenschaft» nennt, erlaubt ist – ganz im Gegensatz zu Politikern, Akteuren der Wirtschaft und wohl auch Vertretern der Religionen –, ja zur Pflicht wird, die Absenz von Antworten auf unsere dringendsten Fragen nicht nur einzugestehen, sondern zu thematisieren und in ihren Folgen abzuschätzen. Politiker und Verantwortungsträger in der Wirtschaft stehen – wie ein Chirurg vor dem geöffneten Körper des Patienten – unter der dringenden Verpflichtung, den je nächsten Schritt zu vollziehen, weil andernfalls jene Systeme, die sie bedienen, in Bewegungskrisen mit tödlichen Folgen geraten.

Das System der Wissenschaft hingegen – über diesen Zustand hat man oft unter Heraufbeschwörung der Standardmetapher vom «Elfenbeinturm» geklagt – kann sich die Feststellung von Ratlosigkeit und als ihre Folge das Aussetzen des nächsten Schritts leisten. Keine Lage ist so aussichtslos, dass sie das Prinzip wissenschaftlicher Redlichkeit auf die Forderung nach «konstruktiver Kritik» umpolen darf.

Erfahrung des Abgrunds

Aber welches praktische Versprechen liegt in der den Geisteswissenschaften geschenkten Möglichkeit, ihrer eigenen Rat- und Antwortlosigkeit ins Auge zu sehen? Führt diese Möglichkeit zu mehr als einem ästhetischen Effekt im Stil der stoischen Tradition? Heidegger hat sich genau diese Fragen in dem erwähnten Text mit dem Titel «Wozu Dichter?», aber auch im «Humanismusbrief» gestellt, die beide 1946 geschrieben wurden. Der «Humanismusbrief» ist an den französischen Philosophen Jean Beaufret gerichtet, der Heidegger gebeten hatte, seinen Begriff des «Menschlichen» unter dem Eindruck der

Weltkriegskatastrophe neu zu umreißen. Heidegger aber beschränkte sich darauf, Ratlosigkeit angesichts dieser Frage zu artikulieren: Nie sei es offensichtlicher gewesen als in der eigenen Gegenwart, dass die Menschen nicht imstande seien, all jene Bedingungen zu erfassen, die ihre Existenz bestimmten. In «Wozu Dichter?» wird diese Denkbewegung als der Mut beschrieben, sich der Erfahrung des Abgrunds auszusetzen. Genau in der Erfahrung des Abgrunds liege die einzige Hoffnung auf einen Wendepunkt.

Eine elementare Anweisung

Es kann nicht die Intuition unserer eigenen dürftigen Gegenwart sein, Heideggers Reaktion auf 1945 in all ihren Volten nachzuvollziehen oder gar zu kopieren. Dennoch enthält diese Gegenwart eine elementare Anweisung für die Geisteswissenschaften: Wenn sie es aushalten, sich der Ratlosigkeit des Momentes auszusetzen, dann mögen sie immerhin als ein Korrektiv gegen jene Tendenzen wirksam werden, welche die Blindheit der Gegenwart und ihre Folgen irreversibel machen könnten durch den ungedeckten Anspruch, über «Lösungen» zu verfügen. Um dieser Forderung gerecht zu werden, bedarf es weder grosser Verbundforschungsprojekte noch energischer Drittmittelbeschaffung. Nicht einmal die in den Jahren des historischen Existenzialismus so gerne gelobte Zivilcourage braucht man dazu.

Vielmehr geht es einfach darum, dem Drängen der Kollegen und der Gesellschaft – ihrem manchmal ja beinahe terroristischen Drängen - auf «konstruktive Kritik» nicht immer gleich nachzugeben. Erst wenn wir Geisteswissenschaftler uns nicht mehr verpflichtet fühlen, aus jeder Lektüre und aus jedem Symposium angebliche «Lösungen» herauszudestillieren, die sich ohnehin bald als intellektuelle Rohrkrepiere herausstellen, erst wenn pessimistisch sein, skeptisch sein und realistisch sein wieder konvergieren dürfen, erst dann werden wir Geisteswissenschaftler einen Ort in der Gegenwart gefunden haben.

Prof. Dr. Hans Ulrich Gumbrecht lehrt Komparatistik an der Stanford University. Ende des Jahres erscheint (bei Hanser) sein neues Buch: «California Graffiti».